

d



Patrick Modiano
Jean-Jacques Sempé

*Catherine
die kleine
Tänzerin*

*Aus dem Französischen von
Ingrid Altrichter*

Diogenes

Titel der Originalausgabe:
›Catherine Certitude‹
Copyright © 1988 by Éditions Gallimard, Paris
Die deutsche Erstaussage
erschien 1991 im Diogenes Verlag

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1991, 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/14/4/2
ISBN 978 3 257 01162 3

In New York schneit es heute. Ich schaue aus dem Fenster meiner Wohnung in der neunundfünfzigsten Straße auf das Haus gegenüber, in dem die Ballettschule liegt, die ich leite. Hinter den breiten Glasscheiben sehe ich die Mädchen in ihren enganliegenden Trikots. Sie haben gerade ihr Spitzen- und Sprungtraining beendet. Zur Entspannung zeigt ihnen meine Tochter, die als Assistentin mit mir zusammenarbeitet, einen Tanzschritt zu Jazzmusik.

Ich werde gleich hinübergehen.

Unter den Ballettschülerinnen ist ein Mädchen, das eine Brille trägt. Es hat sie vor Beginn der Übungsstunde auf einen Stuhl gelegt, genau wie ich damals im selben Alter bei Madame Dismaïlova. Man tanzt nicht mit Brille. Ich erinnere mich noch, wie ich in der Zeit, in der ich bei Madame Dismaïlova war, tagsüber versuchte, ohne Brille zu tanzen. Dabei verloren die Umrisse der Menschen und Dinge an Schärfe, alles verschwamm, und sogar die Geräusche klangen irgendwie gedämpfter. Sobald ich die Welt ohne Brille sah, hatte sie keine Ecken und Kanten mehr, sondern war so sanft und daunenweich wie ein großes Kopfkissen, in das ich meine Wange schmiegte, und am Ende schlief ich ein.

»Wovon träumst du, Catherine?«, fragte mich Papa manchmal. »Du solltest deine Brille aufsetzen.«

Ich gehorchte, und sofort nahm alles wieder die gewohnte Härte und Klarheit an. Mit meiner Brille sah ich die Welt, wie sie wirklich war. Da konnte ich nicht mehr träumen.



Hier in New York war ich einige Jahre lang in einer Balletttruppe. Später führte ich gemeinsam mit meiner Mutter eine Tanzschule. Dann hat sie sich zur Ruhe gesetzt, und ich habe ohne sie weitergemacht. Jetzt arbeite ich mit meiner Tochter zusammen. Mein Vater sollte auch allmählich aufhören, doch er kann sich nicht dazu entschließen. Womit sollte er eigentlich aufhören? Ich habe noch nie genau gewusst, was Papa überhaupt macht. Er und Mama wohnen jetzt in einem kleinen Apartment in Greenwich Village. Im Grunde gibt es über uns nichts zu erzählen. Wir sind New Yorker wie so viele andere auch. Das Einzige, was an uns ein bisschen ungewöhnlich ist: Bevor wir nach Amerika gezogen sind, habe ich meine Kindheit in Paris verbracht, im 10. Arrondissement. Das ist nun fast dreißig Jahre her.



Wir wohnten damals über einer Art Lagerhalle, vor der Papa jeden Abend um sieben Uhr das Eisengitter herunterließ. Sie sah genauso aus wie jener Raum in Provinzbahnhöfen, in dem man Gepäckstücke aufgibt oder aufbewahren lässt. Da waren immer irgendwelche Kisten und Pakete gestapelt. Und es gab eine Waage mit einer großen, in den Fußboden eingelassenen Plattform, die schwere Lasten tragen konnte, denn ihre Skala reichte bis dreihundert Kilo.

Ich habe nie etwas auf dieser Waage gesehen. Außer Papa. In den seltenen Augenblicken, in denen Monsieur Casterade, sein Teilhaber, nicht da war, stand Papa still und stumm in der Mitte dieser Plattform, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf nach vorn geneigt. Nachdenklich betrachtete er die Skala der Waage, deren Zeiger – das weiß ich noch genau – sich immer bei siebenundsechzig Kilo einpendelte. Manchmal rief er dann:

»Komm mal her, Catherine!«

Und dann durfte ich mich zu ihm auf die Waage stellen. Da standen wir dann alle beide, und Papa legte mir die Hände auf die Schultern. Wir rührten uns nicht. Wir sahen aus, als posierten wir vor dem Objektiv eines Fotografen. Ich hatte meine Brille abgenommen, und Papa hatte seine abgenommen. Alles um uns herum war sanft und wie im Nebel. Die Zeit war stehen geblieben. Wir fühlten uns wohl.

Eines Tages ertappte uns Monsieur Casterade, Papas Teilhaber, auf dieser Waage.

»Was machen Sie denn da?«, fragte er.

Der Zauber war gebrochen. Papa und ich setzten unsere Brillen wieder auf.

»Sie sehen doch, dass wir uns wiegen«, sagte Papa.

Worauf Monsieur Casterade ohne ein Wort mit forschendem Schritt im hinteren Teil der Halle in dem verglasten Büro verschwand, in dem sich zwei große Schreibtische aus Nussbaumholz mit Drehstühlen gegenüberstanden: der Schreibtisch von Papa und der von Monsieur Casterade.

Monsieur Casterade hatte erst nach Mamas Abreise bei Papa zu arbeiten begonnen.

Mama ist Amerikanerin. Mit zwanzig war sie mit einer Truppe von Tänzerinnen auf Tournee nach Paris gekommen. Dort hatte sie meinen Vater kennengelernt. Sie hatten geheiratet, und Mama hatte auch danach noch in den Variététheatern von Paris getanzt: im *Empire*, im *Tabarin*, im *Alhambra* ... Ich habe alle Programmhefte aufgehoben.

Doch mit der Zeit bekam sie Heimweh. Und nach einigen Jahren beschloss sie, nach Amerika zurückzukehren. Papa versprach ihr, wir würden nachkommen, sobald er seine »geschäftlichen Angelegenheiten« geregelt hätte. So hatte er es wenigstens mir erklärt.

Erst später begriff ich dann, dass es für Mamas Abreise noch andere Gründe gegeben hatte.

Jede Woche erhielten sowohl Papa als auch ich einen Brief

aus Amerika, in einem Umschlag mit einem schmalen Rand aus roten und blauen Streifen.

Am Ende von Mamas Brief an mich stand immer:

»Catherine, ich umarme Dich ganz fest. Deine an Dich denkende Mama.«

Mama machte manchmal Rechtschreibfehler.

Wenn Papa mit mir über seinen Teilhaber Raymond Casterade sprach, nannte er ihn »die Klette«.

»Meine liebe Catherine, ich kann dich heute Nachmittag nicht von der Schule abholen ... Ich muss den ganzen Abend mit »der Klette« arbeiten.«

Monsieur Casterade war dunkelhaarig, mit dunklen Augen und einem sehr langen Oberkörper. Sein Oberkörper war so lang und steif, dass man die Bewegung seiner Beine nicht sah und hätte meinen können, er gleite auf Rollschuhen oder gar auf Schlittschuhen dahin.

Später habe ich erfahren, dass Papa ihn zuerst als Sekretär eingestellt hatte. Er wollte einen Mitarbeiter haben, der die Rechtschreibung gut beherrschte, und Monsieur Casterade hatte in jungen Jahren eine Zeitlang Literaturwissenschaft studiert. Und dann war »die Klette« sein Teilhaber geworden.

Er hielt einem wegen nichts und wieder nichts Moralpredigten.

Er verkündete auch gern Katastrophen. Morgens setzte er sich gleich an seinen Schreibtisch und faltete langsam die Zeitung auseinander. Papa saß ihm gegenüber, an seinem eigenen Schreibtisch, und nahm seine Brille ab. Dann las Monsieur Casterade mit seinem südfranzösischen Akzent die Berichte über Unglücksfälle und Verbrechen vor.

»Sie hören mir ja gar nicht zu, Georges«, sagte Monsieur Casterade zu Papa. »Sie sind mit Ihren Gedanken woanders ... Sie trauen sich nicht, die Welt so zu sehen, wie sie ist ... Sie sollten Ihre Brille wieder aufsetzen ...«

»Muss das denn sein?«, fragte Papa.

»Die Klette« hatte noch eine Marotte: Monsieur Casterade diktierte nämlich gern Briefe, mit lauter Stimme und stolzgeschwellter Brust. Wie oft habe ich Papa auf der Schreibmaschine Geschäftsbriefe tippen sehen, die sein Compagnon ihm diktierte, und aus Feingefühl wagte Papa nicht, ihm zu sagen, dass diese Briefe völlig sinnlos waren ... Monsieur Casterade buchstabierte ihm Wörter vor, gab die Satzzeichen an und diktierte sogar die Ü-Pünktchen.

Oft zerriss Papa den Brief, sobald sein Teilhaber ihm den Rücken zukehrte.

Auch mir wollte »die Klette« meine Hausaufsätze diktieren, und auch ich musste Monsieur Casterade gewähren lassen. Manchmal bekam ich ja eine gute Note dafür, aber meistens schrieb mir der Lehrer ins Heft: »Thema verfehlt.«

Deshalb gab Papa mir den Rat:

»Wenn du merkst, dass er das Thema verfehlt hat, dann zerrei den Aufsatz, den er dir diktiert hat, und schreib ihn noch einmal selbst.«

Sobald Monsieur Casterade aus dem Haus war, ffte Papa ihn nach.

»Strichpunkt, Anfuhrungszeichen, Komma, Doppelpunkt, Klammer auf, neuer Absatz, Klammer zu, Abfuhrungszeichen ...«

Und weil er dabei auch Monsieur Casterades südfranzösischen Akzent nachahmte, brach ich in unbndiges Gelächter aus.

»Etwas mehr Ernst, Mademoiselle!«, mahnte Papa. »Vergessen Sie die -Pünktchen nicht! Und setzen Sie Ihre Brille wieder auf, damit Sie die Welt sehen, wie sie ist ...«

Als ich eines Nachmittags mit Papa von der Schule nach Hause kam, wollte Monsieur Casterade das Zwischenzeugnis sehen, das wir jeden Monat bekamen. Während er es las, kaute er an seiner Zigarettenspitze. Dann schaute er mich mit finsterem Blick an:

»Mademoiselle«, sagte er, »ich bin sehr enttäuscht. Ich habe bessere Ergebnisse von Ihnen erwartet, besonders in Orthographie ... Angesichts dieses Zeugnisses stelle ich nur fest, dass ...«

Aber ich hatte bereits meine Brille abgenommen und hrte ihn nicht mehr.

Und Papa sagte: »Seien Sie still, Casterade! Sie fallen mir allmählich auf die Nerven. Lassen Sie die Kleine in Ruhe!«

»Sehr wohl.«

Worauf Monsieur Casterade aufstand, sich verächtlich in die Brust warf, auf die Bürotür zuglitt und unseren Blicken entwand – sehr aufrecht, sehr würdevoll auf den unsichtbaren Rollschuhen, während Papa und ich einander über den Rand unserer Brillen hinweg zublinzelten.



Später, in Amerika, waren die Lagerhalle in der Rue d'Hauteville und Monsieur Casterade für uns so weit entfernt, dass wir uns am Ende fragten, ob sie jemals wirklich existiert hatten. Eines Abends wollte ich bei einem Spaziergang im Central Park von Papa wissen, warum er es geduldet hatte, dass Casterade einen so großen Einfluss auf seinen beruflichen Alltag und auf unser Familienleben ausübte, warum er sich von ihm sogar Briefe diktieren ließ und sich seine Moralpredigten anhörte und warum er nicht den Mut aufbrachte, ihm ins Wort zu fallen.

»Ich konnte nicht anders«, gestand mir Papa. »Casterade hat mir einmal aus einer ziemlich üblen Klemme herausgeholfen.«



Mehr hat er mir darüber nie erzählen wollen. Aber eines Tages, als Monsieur Casterade sehr zornig gewesen war, hatte ich ihn zu Papa sagen hören:

»Sie sollten nicht vergessen, Georges, dass die wahren Freunde diejenigen sind, die einen aus den Klauen der Justiz befreien!«

Als Papa ihn kennenlernte, hatte Casterade gerade seine Stelle als Französischlehrer an einem Vorstadtgymnasium aufgegeben. Ihm war Papas Hochachtung für Leute, die Bücher schreiben, zugute gekommen: Monsieur Casterade hatte nämlich früher einmal mehrere Gedichtbände veröffentlicht. Hier, im Bücherregal meiner New Yorker Wohnung, habe ich eines seiner Werke stehen, die mein Vater wahrscheinlich bei unserer Abreise aus Frankreich in seinen Koffer gesteckt hatte, um sich noch ein Restchen Vergangenheit zu bewahren. Das Buch trägt den Titel *Kantilenen* und ist im Selbstverlag des Autors, Rue de l'Aqueduc 15, im 10. Arrondissement von Paris erschienen. In einer biographischen Notiz auf der Rückseite des Bandes heißt es: »Raymond Casterade. Preisträger der Blumenspiele des Languedoc, des Musset-Freundeskreises zu Bordeaux und der Literarischen Gesellschaft Gascogne-Nordafrika.«